

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1907

12 (15.1.1907) Zweites Blatt

Der Volksfreund

Tageszeitung für das werktätige Volk Badens.

Ansgabe täglich mit Ausnahme Sonntags und der gesetzlichen Feiertage. — Abonnementspreis: ins Haus durch Träger zugestellt, monatlich 70 Pfg., vierteljährlich 2.10. In der Expedition und den Abgaben abgeholt, monatlich 60 Pfg. Bei der Post bestellt und dort abgeholt 2.10, durch den Briefträger ins Haus gebracht 2.62 vierteljährlich.

Redaktion und Expedition: Luisenstraße 24. Telefon: Nr. 128. — Postverzeichnisse: Nr. 8144. Erscheinungsdienstag: 12—1 Uhr mittags. Redaktionschluss: 1/2 10 Uhr vormittags.

Inserate: die einseitige, kleine Zeile, oder deren Raum 20 Pfg., Lokal-Inserate billiger. Bei größeren Aufträgen Rabatt. — Schluss der Annahme von Inseraten für nächste Nummer vormittags 1/2 9 Uhr. Größere Inserate müssen tags zuvor, spätestens 3 Uhr nachmittags, aufgegeben sein. — Geschäftsstunden der Expedition: vormittags 1/2 8—1 Uhr und nachmittags von 2—1/2 7 Uhr.

Nr. 12.

Zweites Blatt.

Karlsruhe, Dienstag den 15. Januar 1907.

27. Jahrgang.

Zur Reichstagswahl.

Wünsche für die Reichstagswahl!

Neben der schriftlichen Agitation, die in fortgesetzter Verbreitung der Parteipresse bestehen muß, sind die

Flugblattverbreitungen

ein nicht zu unterschätzendes Propagandamittel, um unsere Ideen auch unter den Teil der Bevölkerung zu bringen, der für mündlichen Gedankenaustausch uns immer noch nicht zugänglich ist. Alle Parteigenossen, beteiligt sich immer und überall an der Verbreitung der Flugblätter, ohne dabei die mündliche Agitation zu unterlassen.

Bei diesen Flugblattverbreitungen ist es, namentlich auf dem Lande, sehr angebracht, sich durch Vegetation vor polizeilichen Übergriffen zu schützen. Es genügt dabei alle Bescheinigungen, auf denen der Name des Betreffenden, sowie ein amtlicher Stempel sichtbar ist, z. B. Steuerzettel, Geburtschein usw.

Wahlbesprechungen können ohne polizeiliche Erlaubnis und ohne Gewerbebescheinigung überall, von dem Tage der amtlichen Bekanntmachung an bis zur Beendigung des Wahlaktes, verbreitet und verteilt werden, jedoch müssen bei den Ortsvorstehern Pflichterfüllungsberechtigungen abgegeben werden. Die mündliche Agitation wirkt auf den Landbesitzer nur dann mit Erfolg, wenn sie von älteren Genossen betrieben wird, wobei aber niemals aufdringlich vorgegangen werden darf.

Die Vergabe von Wahlflugblättern ist unzulässig. Erfolgt sie doch, so ist in jedem Falle von dem Beamten eine Duntung über die Zahl der beschlagnahmten Flugblätter zu verlangen.

Wird jemand, der bei der Wahlagitation beteiligt ist, trotzdem er sich über seine Person auszuweisen vermag, und obgleich er sich keiner Verletzung irgend eines Gesetzes schuldig gemacht hat, verhaftet, so protestiere er gegen seine Verhaftung und verlange seine sofortige Vorführung vor den zuständigen Richter.

Die Polizeibehörden sind verpflichtet, jeden von ihnen Verhafteten unverzüglich an das zuständige Gericht zu überweisen. (§ 128 der Strafprozessordnung.) Gegen jede ungesetzliche Verhaftung werde man sich mit einer Anzeige gegen den die Verhaftung vornehmenden Beamten an die Staatsanwaltschaft.

Der Verhaftete muß spätestens am Tage nach seiner Einlieferung in das Gefängnis durch einen Richter über den Gegenstand der Beschuldigung vernommen werden.

Wo die Ziturierung von Flugblatt- oder Stimmzetteln in ungesetzlicher Weise von Polizeibeamten erfolgt, empfiehlt es sich, überall Beschwerden zu führen und das Ergebnis derselben, unter Weisung der auf den Fall bezüglichen Aktenstücke und Angabe des Ansanges der Angelegenheit, eventuell in Wahlprotest aufzuführen.

Die Frauen und die Reichstagswahlen.

Man schreibt uns: Mit diesem Thema beschäftigen sich zurzeit liberale und Zentrumsblätter, auch die Damen der bürgerlichen Frauenvereine, Bewegung treten auf die Bühne, um dem bunten Tüchlein liberaler Scheinheiligkeit und pfäfflicher Verbindungsstheorie den Mantel des ernsten Willens umzubringen. So sieht man gegenwärtig wieder die ganze bürgerliche Welt in heller Begeisterung entflammen, um mit Hilfe der sonst gerade nicht besonders geschätzten, politisch-tätigen Frau den

Mann der „wahren Vaterlandsliebe“ ins Reichsparlament zu schicken. Doch bittere Ironie ist's, wenn in einem freimüthigen Organ, in der Neuen Bad. Landesztg., zu lesen ist:

„Dem Reich der Freiheit werb ich Bürgerinnen.“

Ist dieses Reich der Freiheit vielleicht jene Gegend Südwestafrikas, in der Frauen der Eingeborenen geschändet, geprügelt und gemordet wurden unter dem Schutze der von der bürgerlichen Reichstagsmehrheit geschaffenen deutschen Kolonialmacht? — Oder sollen Bürgerinnen geboren werden, die kalten Herzens sich dazu hergeben, Agitation für den Kindermord in deutschem Schutzbereich zu betreiben? Nein — wird das der Badische Beobachter mit frömmelnder Miene erwidern, mit einem von Deutschland geleiteten, unter deutscher Flagge stehendem Schutzbereich soll christliche Kolonialpolitik getrieben werden. „Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit und zum Christentum ist unser Ideal“, sagt Erbberger.

Als ob die Eingeborenen hätten warten müssen, bis diese Christen kommen und sie zur Arbeit erziehen. Wann und wo gab es denn ein Volk, das ohne Arbeit leben konnte? Und was würden denn die deutschen Zentrumschriften sagen, wenn sie sich einer anderen Religion zuwenden sollten?

Mag aber auch sein, daß das Reich der Freiheit, das Land der stärksten Armee, der flottenschwärmereichen und kolonialisierenden Zollwächter, selbst sein soll. Doch dann werbt nur Bürgerinnen — aber es hat allen Anschein, als ob die herrschenden Klassen diese den in jener verbängnisvollen Dezembernacht erzeugten Zolltarif immer deutlicher fühlenden Bürgerinnen nur zu Wahlagitation haben möchten. Zur Wahl selbst fürchtet man die Frauen und mit Recht. Eine denkende Arbeiterfrau wählt so wenig, wie sie agitiert für einen bürgerlichen Kandidaten, einen Feind des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts für beiderlei Geschlecht, daß dies aber die Liberalen sind, steht außer allem Zweifel. Was die Hamburger Nachrichten ausplauderten, war längst kein Geheimnis mehr und wer des Bürger einjünges Recht, das Wahlrecht, rauben will, für den ist das Frauenwahlrecht ein Grauel und Bürgerin gleichbedeutend mit Sklaverei des Mannes.

Nun aber die Frauenrechtlerinnen — sie, diese Damen, die nicht einmal den Mut besitzen, einen Antrag, der den russischen Soldatinnen der Revolution als Gruß von deutschen Frauen dienen sollte, zuzustimmen. Das wären gerade noch die richtigen, Vertrauen erweckenden Bürgerinnen zum Reich der Freiheit ja, aber nicht der Freiheit.

Ein Häßlicher Reinfall der Freisinn-Demokraten in Frankfurt a. M.

Das letzte Frankfurter sozialdemokratische Flugblatt übte eine scharfe Kritik an der deutschen Kolonialpolitik. Es heißt da u. a.: „Die Kolonien lassen sich so nicht mehr ausbeuten, sondern werden durch ihren Zukunftsbedarf das Mutterland aus.“ Und: „Im übrigen dienen die Kolonien dazu, entlegene Angehörige der einflussreichsten Familien standesgemäß und etwas abseits unterzubringen. Noch nie hat ein Land soviel für die Kolonien aufgewendet wie wir und so wenig daraus gezogen. Die Frage ist also vielmehr, ob man nicht mindestens die ganz gottverlassenen Gebiete unter den deutschen Kolonien aufgeben sollte.“

Der Ableger der Frankfurter Zeitung, die freisinnige Kleine Presse schrieb bei Besprechung dieses Flugblattes von „starken Übertreibungen“ und sagte in Bezug auf die Kolonialpolitik: „Das Flugblatt beklagt schließlich die großen Aufwendungen für die Kolonien und fordert eine Aufgabe der ganz gottverlassenen Gebiete“. Ueber diese Forderung ließ sich rüher, vor anderthalb Jahrzehnten reden. Heute, wo die Gebiete so viel deutsches Blut und Hunderte von Millionen guten deutschen Geldes gefloht haben, kann davon keine Rede mehr sein. Und was die großen Aufwendungen betrifft, so darf man nicht vergessen, daß auch andere Nationen für ihre Kolonien riesige Opfer bringen mußten. ... Mit wohlfeilen Schlagworten allein ist die Kolonialfrage ebenso wenig zu beantworten, wie die Reichstagsauflösung.“

Genosse Dr. Naard stellte nun in einer Wählerversammlung fest, daß die Ausführungen über Kolonialpolitik in dem Flugblatt zum Teil wörtlich der Freisinnigen Zeitung (erster Satz des obigen Zitats) und wie oben zitiert, einer Rede des sozialdemokratischen Abgeordneten Rappert aus dem demokratischen Parteitag in München entnommen sind! — Die Frankfurter Freisinn-Demokraten gingen in die gestellte Falle und bezeichneten die Aussprüche ihrer Führer als „wohlfeile Schlagwörter“. Ein Schauspiel für Götter: was die Freisinnige Zeitung am 10. November 1905 schrieb, was der Abg. Rappert am 29. September 1906 über die Kolonialpolitik sagte, sind nach dem Urteil der Frankfurter Freisinnigen im Jahre 1907 wohlfeile Schlagwörter! Armer Freisinn! Arme Demokratie!

Die Gesinnungs- und Charakterlosigkeit der Freisinn-Demokraten zeigt sich hier wieder in bestem Lichte. Hoffentlich wird das deutsche Volk am 25. Januar die richtige Antwort darauf geben!

Haus der Partei.

Jöhlingen, 14. Jan. (Anlieber verspätet.) Die Verhandlung des Gen. Sp. d fand am Dienstag Abend 5 Uhr statt. Die Beteiligung war eine allgemeine. Noch niemals hat man in Jöhlingen einen solchen großen Freuenzug gesehen. Von nah und fern strömten die Genossen herbei, um dem zu feil dahingehenden Genossen die letzte Ehre zu erweisen. Nicht weniger als 10 Kränze wurden am Grabe niedergelegt, 6 mit roten Schleifen. Genosse Emil Eichhorn hielt eine Ansprache an die Trauerfeierlichkeiten. In Speel verkörpert wir einen schlagigen und pflichtbewussten Genossen. Auch im Bürgerausblick, dem er als Mitglied angehört, hat er uns eine empfindliche Lücke gelassen. Selbst seine Gegner zollen ihm stets Achtung. Er war 30 Jahre alt und hinterließ eine Witwe mit 5 kleinen Kindern. Die hiesige Arbeiterkassette wird ihm stets ein ehrendes Andenken bewahren.

Vollmar als Dichter. Die nationalliberale Köln. Zeitung hatte kürzlich in einem Berliner Brief das Danksagen eines Parteigenossen Vollmar an Waldense ein „Schloß“ genannt. Einige Tage darauf lag dem Blatt eine bunte Postkarte auf den Tisch mit einem Gruß und Briefchen am Waldense; am Ufer des blauen Wassers lief man nicht weit von einer kleinen Kapelle ein beschiedenes Holzgebäude, landlich umhüllt von grünem Hochwald, der sich die hohe Bergkette hinaufzieht. Dieses reichend gelegene Holzgebäude bezeichnet ein handgeschriebenes Vermerk als „Societät“. Auf der Vorderseite der Karte aber steht, mit roter Tinte hübsch geschrieben, eine zweifelhafte liebenswürdig-läunige Frage, unterzeichnet mit dem Buchstaben V. Hier sind die hiesigen Vermerke:

O Societät, mein Haus aus Preußen, Das sonnenlicht mich still beglückt, Ist nun ein Schloß — aus Zeitungstexten — Von Sag' umwoben, flagg geschmückt!

Wohin soll ich mich nun noch flüchten, Daß mir Erquickung heut Natur? Mit neuen Geniationsgerüchten, Folgt doch die Presse meiner Spur.

Dazu bemerkt nun die Köln. Zeitung: „Das „Schloß“ Societät werden wir also wohl nimmern — wie die sozialdemokratischen Zukunftsbilder — nach Utopien verlegen müssen, den naturfreundlichen Hüttenbesitzer aber, den wir irtümlich als Schloßherrn angesprochen haben, möchten wir in seiner stillen Abgeschiedenheit nicht weiter stören.“

Mit den Schloßherren Rebels und Vollmars können die Gegner nicht mehr gut freiben gehen, wenn sie einigermaßen auf politische Gerechtigkeit halten. Wenn — — —!

Haus der Residenz.

Karlsruhe, 15. Januar.

Der Achtuhr-Laden schluß im Weggergerverbe.

Die Wegger-Jungung hat beim Bezirksamt den Antrag gestellt, daß der Achtuhr-Laden schluß, der für die Mehrzahl der sonstigen Verkaufsgeschäfte besteht, auch auf die Weggergerien und Wurfereien ausgedehnt werde, vorbehaltlich der Ausnahmen, wie sie für die übrigen Geschäfte der Stadt durch bezirksrätliche Anordnung vom 28. November 1906 festgesetzt sind (Offenhaltung bis 9 Uhr an den Saunestagen und an den Tagen im Dezember, sowie vor jedem gesetzlichen Feiertag). In der Begründung des Antrags wird mitgeteilt, daß die Wegger und Wurfereien ihre Läden schon seit einiger Zeit tatsächlich um 8 Uhr abends geschlossen haben, ohne daß dies zu Beschwerden aus dem Publikum geführt habe.

Der Stadtrat sprach sich dem Bezirksamt gegenüber für die Annahme des Antrags aus.

Die Güterbestättere teurer!

Der Inhaber der amtlichen Güterbestättere hier hat um eine Erhöhung der Bestättergebühren mit Wirkung vom 1. Januar d. J. nachgesucht und sein Ansuchen mit der allgemeinen Vertecurung des Betriebs begründet. Die Eisenbahn-Betriebsinspektion teilte dem Stadtrat einen hinreichend angelegten Entwurf für einen neuen Gebührentarif zur Verfügung mit. Nach diesem soll in der Abgrenzung der Bestätterbezirke eine Änderung gegen früher nicht eintreten, dagegen soll der Bestätterbezirk II auch auf die Vororte Rintheim, Weierthum und Müppurr sowie auf den Ort Bulach ausgedehnt werden. Der Vorort Müppurr, dessen Verkehr im wesentlichen die Karlsruhe Lokalbahn vermittelt, soll von dem Bestätterbezirk ausgeschlossen bleiben. Im Uebrigen sieht der Entwurf eine Erhöhung der Bestättergebühren für Private um 20—25 Prozent und der Nebengebühren um 50 Prozent außer der wesentlich erhöhten Gebührenberechnung für die II. Zone vor.

Nach Ansicht des Stadtrats ist die Erhöhung der bestehenden Gebühren eine sehr beträchtliche, die sich indes einigermaßen durch die in den letzten Jahren eingetretene Vermehrung der Betriebskosten der Güterbestättere rechtfertigen läßt, hingegen sollten nach seiner Meinung alle darüber hinausgehenden Ansprüche des Unternehmers (Einführung einer Gebühr für die Verbringung der Frachttische vom Wagen in den Keller oder in über dem 1. Stock gelegene Wohnungen, und einer solchen für das Aufsuchen von Adressen auf dem Bahnbureau) abgelehnt und die Grenzen der I. Zone nach bestimmten Richtungen erweitert werden. In diesem Sinne wird der Eisenbahnbetriebsinspektion Mitteilung gemacht.

* Internationale Stillstrabe Operetten. Die hiesige Operantillen-Gruppe eröffnet diese Woche einen

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung. (Nachdr. verb.)

„Wenn du sofort Geld bezahlen könntest, ließen sie dich vorerst laufen“, entgegnete Harper. — „Wieviel wird es denn sein?“ fragte Jurgis. — „Ich weiß nicht“, entgegnete der andere. „Wieviel hast du denn?“ — „Ich habe so ungefähr 300 Dollar“, war die Antwort. — „Gut“, sagte Harper, „ich bin nicht sicher, aber ich will wenigstens versuchen, daß du dafür loskommst. Um unserer Freundschaft willen werde ich das Risiko auf mich nehmen, denn ich möchte nicht, daß du für ein oder zwei Jahre ins Gefängnis wäuderst.“

Und so trennte schließlich Jurgis sein Bankbuck, das in seiner Hufe eingehält war, heraus und unterschrieb einen Scheck über den ganzen Betrag, den „Buff“ Harper quittierte. Dann ging Harper ein anständiger Mensch und ein Freund von Jurgis sei, der nur von einem Streikbrecher angegriffen worden sei. Die verlangte Hinterlegung wurde auf 300 Dollar herabgesetzt, und Harper leistete Bürgschaft für Jurgis. Er sagte dies Jurgis aber nicht, sagte ihm auch nicht, daß es eine Leichtfertigkeit für ihn gewesen sein würde, ihn auch ohne Geldbühne frei zu bekommen, und daß er die 300 Dollar als Belohnung für das gebaute Risiko in seine Tasche stecken würde. Alles, was er Jurgis sagte, war, daß er nun vorläufig frei sei, so reich als möglich zu verhalten. Jurgis nahm den Dollar und 14 Cent, die ihm von seinem Bankkonto blieben, und den Restbetrag von geltern Abend, sprang auf einen Straßenbahnwagen und fuhr aus andere Ende von Chicago.

27.

Der arme Jurgis war wieder einmal ein Ausgestoßener, ja ein Banstreicher. Er war mit einem

Male alles dessen beraubt, wodurch er imstande gewesen wäre, sich das Leben angenehm zu gestalten und den Folgen seiner Handlungen zu entgehen. Er konnte nicht länger mehr eine Stellung einnehmen, wie er sie wünschte, er konnte nicht länger mehr froh stehen — er mußte mit der angenehmen großen Gerde kämpfen. Nein, schlimmer noch: er durfte sich nicht einmal unter sie mischen, er mußte sich vor ihnen verbergen, denn er war für den Unterzogen gekennzeichnet. So arbeitete auch er nun unter völlig veränderten Umständen. Er war auf eine neue Lebensgrundlage gestellt, die nicht leicht geändert werden konnte. Wenn er früher ohne Arbeit war, so war er zufrieden, in einem Hauszuge in einem Karren schlafen zu können, und wenn er 15 Cent pro Tag zum Kneipen übrig hatte, — jetzt aber begehrte er alle möglichen Dinge und litt darunter, weil er sie nicht erlangen konnte. Er mußte sich ab und zu ein Glas genehmigen. Er mußte trinken, und wenn es seinen letzten Groschen kostete und er den Rest des Tages zu hungern hatte. Jurgis belagerte aufs neue die Fabrikkasse; aber jetzt er in Chicago war, hatte er nie weniger Aussicht gehabt, Arbeit zu bekommen, als gerade jetzt. Denn jetzt war eine wirtschaftliche Krise; die Million oder gar zwei Millionen Menschen, die im Frühjahr und Sommer ohne Arbeit waren, konnten nicht untergebracht werden. Dann kam der große Streik, bei dem 70 000 Männer und Frauen ihre eine Reihe von Monaten im ganzen Lande ohne Arbeit waren, 20 000 allein in Chicago, und von denen suchten jetzt viele in der Stadt Arbeit. Die einige Tage später erfolgte Beendigung des Streiks, wodurch etwa die Hälfte der Streikenden wieder eingestellt wurde, schaffte keine Abhilfe, denn für jeden wieder Angestellten hatte ein Streikbrecher aufzubören. Die 10—15 000 Neger, Ausländer und Verbrecher waren sich nun selbst überlassen.

Nach ungefähr zehn Tagen hatte Jurgis nur noch ein paar Cent übrig, und er hatte noch keine Arbeit gefunden, nicht einmal für einen Tag, ja selbst keine Gelegenheitsarbeit hatte er bekommen können. Wieder einmal, genau so, als er aus dem Hospital kam,

waren ihm Hände und Füße gebunden, und er stand dem graulichen Gespenst des Hungers gegenüber. Ein fürchterlicher Schrecken überkam ihn, eine wahnsinnige Angst. Und so war er nahe daran, Hungers zu sterben. Der Tod streckte seine dünnen Arme nach ihm aus, berührte ihn, und er fühlte seinen Atem im Gesicht. Er schrie auf vor Grauen. Er bettelte um Arbeit, bis er fast vor Erschöpfung niedersank; er konnte nicht ruhen, er mußte weiter wandern, abgesehen und heruntergekommen, mit ihrem Blick um sich schauend. Ueberall, wo er hinging, von einem Ende der Stadt zum andern, waren Hunderte gleich ihm, überall sah man überflüssige Menschenkinder, die die erbarmungslose Hand der Behörden hinaustrüb. Als seine Vorkauf bis auf ein geringes zusammengefallen war, hörte Jurgis, daß, wenn die Wäckerläden nachts schlossen, alles, was noch übrig geblieben war, zu halben Preisen verkauft würde, und er ging hin, kaufte zwei Laib altgebackenes Brot für ein paar Cent, brach sie in Stücken und stochte sich die Taschen damit voll, von Zeit zu Zeit davon essend. Außerdem gab er seinen Keller aus, und nach zwei oder drei Tagen hatte er nicht einmal ein Stückchen Brot. Er ging die Straßen entlang, sah gierig in die Willkionen und suchte, ob etwas Genießbares darin wäre. Auf diese Weise fristete er sich noch einige Zeit hin.

Einige Tage lang ging er ständig hungern umher, wurde schwächer und immer schwächer; und eines Morgens begegnete ihm ein Mißgeschick, das ihn beinahe gänzlich zu Boden drückte. Als er eine Straße entlang schlich, an deren beiden Seiten große Warenaufhäuf lagen, bot ihm jemand Arbeit an; aber nachdem Jurgis angefangen hatte, wurde er wieder weggeschickt, weil er nicht kräftig genug war. Er war verloren und gerichtet, es gab keine Hoffnung mehr für ihn! Gerade um diese Zeit hatte eine der Chicagoer Zeitungen, die sich viel des armen Volkes annahm, eine Suppenküche zugunsten der Arbeitslosen eröffnet. Einige sagten, daß die Zeitung dies der Reflekt halber veranstaltet habe; andere wieder meinten, daß sie sonst fürchtete, alle ihre Leser würden verhungern. Welches aber auch

der Grund sein mochte, die Suppe war kräftig und heiß, und wer nur wollte, der konnte während der ganzen Nacht einen Topf voll davon bekommen. Als Jurgis die Tische von einem Gefährten erfuhr, gelobte er sich, mindestens ein halbes Dutzend Töpfe vor dem nächsten Morgen auszuwickeln. Aber es stellte sich heraus, daß er sich schon glänzlich schätzen durfte, nur einen einzigen zu erwischen, denn eine große Zahl von Männern stand in der Reihe vor ihm, und die Reihe war immer noch fast gleich lang, als die Küche bereits geschlossen wurde. Bis jetzt war das Wetter schon gewesen, und Jurgis hatte jede Nacht auf einer freien Bantheile schlafen können; aber die Vorboden des Winters stellten sich bereits ein, fröstelnde Winde kamen von Norden her und stürmgepeitschter Regen stellte sich ein. An jenem Tage kaufte sich Jurgis, um ein Dach über sich zu haben, zwei Glas Bier, und in der Nacht gab er seine letzten zwei Cent in einer Kneipe für ein Stehbiir hin. Er tat dies in einer Kneipe, die von einem Neger gehalten wurde, der umherging und die Vierliberreste aus den Fässern sammelte, die vor den Kneipen umherlagen, und nachdem er dieses Gemisch mit Chemikalien behandelt hatte, um es wieder schäumend zu machen, es zu zwei Cent die Kanne verkaufte. Der Kauf des Bieres schloß das Privilegium ein, die Nacht auf dem Boden der Kneipe mit einer Menge heruntergekommenen, ausgemessener Männer und Frauen zubringen zu dürfen.

Während dieser kalten Zeit hatte Jurgis eines Tages tatsächlich um sein elendes Leben gebettelt und nicht eine Seele gefunden, die ihm geholfen hätte, bis er abends eine alte Dame sah, die von einem Straßenbahnwagen abstieg. Er half ihr, die gepackte war mit Regenschirmen und verschiedenen Schachteln, vom Wagen herunter und fragte ihr dann sein Leid. Als er auf einige arbeitslose Fragen der Dame befragende Antwort geben konnte, nahm die Dame ihn mit in die nächste Wirtschaft und erlegte das Geld für eine Maßzeit für ihn.

(Fortsetzung folgt.)

